Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 14 (1924)

Heft: 49

Artikel: Die silberne Glocke

Autor: Waldstetter, Ruth

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-646146

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nummer 49 — XIV. Jahrgang | Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst | Bern, den 6. Dezember 1924

Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern

Spätherbstgarten.

Von Gottfried Heß.

Frierend und von frühgefallnen Winterregen schwer,
Preisgegeben harter Fröste neugestähltem Hassen,
Müdgekämpft in wilden Stürmen, sonnenarm und leer
Stehn des Sommergartens Bäume, kahl und glückverlassen.

Zwischen blattberaubten Büschen, freudelos und kalt,
Steigt der Springquell in die mürrisch nebeltrüben Lüfte; —
Nimmermüder Lustverkünder, auch dein Spiel wird alt,
Wenn der Feste Flor verblaßt, verweht der Rosen Düfte.

Königlich verschenkt der Lindenbaum das Goldgewand,
Daß sein Leuchten nicht dem grauen Tod zum Ziele werde,
Und der schöne Tand erfüllt den Brunnen bis zum Rand,
Und verklärt die glanzenterbte, tote Erde.

An der Treppe bleib' ich lange zielvergessen stehn, —
Immer neue Blätter löst der eisigkalte Schauer,
Tiefer stets und tiefer seh' ich sie herniederweh'n
Suchend ihre Ruhe ohne Freude, ohne Trauer.

Und in ihrer letzten Reise stumm ergebnem Flug
Les' ich ungezählte, mahnend ernste Abschiedsrufe:
Wohl trankst du der Sonnentage Süße, Zug um Zug —
Sie sind all' vorbei, steig' tief hernieder, Stuf' um Stufe!

Die silberne Glocke.

Dem Leben nacherzählt von Ruth Waldstetter.

1

Uns Stadtmenschen des neunzehnten und zwanzigsten Jahrhunderts hat sich mit Hilfe der Wissenschaft so manches Wunder gedeutet, daß wir schon des Welträtsels Lösung vom Baume der Erkenntnis glauben pflücken zu können. Aber ein Schritt vor die Tür, aufs Land hinaus, und der Bauer, früherer Jahrhunderte Sohn, lebt in der Welt des Wunders wie einst; und während sein ehrwürdiges Tagewerk nach dem Lauf des Gestirnes, nach dem Dämmern des Morgens und dem Dunkeln der Nacht sich regelt, fühlt auch sein Geist sich im Spiele zwischen der Kraft des Lichts und der Macht der Finsternis. Dies ist heute wie es immer war. Noch wird die Sage, die Legende auf dem Dorfe erlebt. Auch die Geschichte von der silbernen Glocke ist nur wenige Jahre alt.

In einem Schweizer Bergdorf lebte ein alter Bauer, Jakob, ein Wittling, mit seinem Sohn Christen. Jakob hatte keinen guten Namen in der Gemeinde, er war streitsüchtig und jähzornig; man nannte ihn weit und breit nur „dr Uhung". Er bewohnte mit seinem Sohne ein Gehöft außerhalb des Dorfes, abseits von der Landstraße auf einem Hügel gelegen. Die beiden Bauern besorgten den Hof allein; denn Knecht und Magd wollten nicht bei Jakob bleiben. Das Haus war ein Ort des Unfriedens. Vater und Sohn lebten in Streit und Zwietracht. Was der eine schaffte, das war dem andern nicht recht; und was der eine vollendete, das fluchte ihm der andere zunichte. Auf dem Dorfe ist man mit Reden nicht zimpferlich; aber Jakob überbot mit seinem Fluchen so weit das Maß des Gewohnten, daß die Leute von ihm zu sagen pflegten: „Dä wünscht sich no öbbis a!" Besonders wo es um Macht und Geld ging, gab Jakob keinen Frieden. Er hielt den Sohn wie einen Taglöhner, und Christen scheute sich nicht, den geizigen Vater am Leben zu bedrohen. Wenn Jakob des Abends ins Wirtshaus kam, so rückten die Bauern beiseite; denn sie wußten, dem Alten war es nicht wohl, bis er einen Streit aufgejagt hatte. Wenn gar auch der Sohn erschien, so konnte man sicher sein, an dem Abend noch eine Schlägerei zu erleben. „Es hets der Tüfel gseh", sagten nachher die Bauern zu einander, und: „daß die sich noch nicht zu Tode geprügelt haben!"

Am schlimmsten ward es mit Jakobs Teufelsüchtigkeit, wie die Dörfler seine Streitsucht nannten, als die Gegend einem mäßigen Fremdenverkehr zugänglich gemacht wurde durch den Bau einer Bahnlinie, die den Hauptort des Tales berührte. Man war zwar noch immer eine Wegstunde vom Schienenstrang entfernt; aber auf schmucken, ländlichen Wa-

gen, die am Bahnhof die Kurgäste aufnahmen, kamen die Fremden ins Bergdorf herauf. Jakob haßte jede Neuerung und witterte in ihr eine Bedrohung von Macht und Besitz. Alles, was vom Tal und aus der Stadt kam, betrachtete er als Blutsauger des Bauern und als seinen persönlichen Feind. Er nahm den neuen Uebelstand denn auch nicht untätig hin. Wenn es ihm eben in den Sinn kam, so fuhr er mit seinem Mistkarren, der von Gülle triefte, an den Bahnhof hinunter, stieß dort seinen Ochsen zwischen die wartenden Wagen hinein und blieb mit dem Karren und seiner duftenden Fracht stehen, bis der Zug einfuhr. Als durch eine Vorschrift über die Benützung des Wartepatzes am Bahnhof Jakobs derber Spaß unmöglich geworden war, stellte er sich eines Tages selber mit Pferd und Wagen ein. Er bekam einen umständlichen ältern Herrn mit Koffern, Handkoffern und Plaids zu fahren. Als alles aufgeladen war und Jakob seine wuchtige Gestalt auf dem Kutscherbock postiert hatte, versetzte er seiner Stute ein paar Hiebe, daß sie im Galopp davonstob. Und in sausender Fahrt ging es weiter. Nicht die Bergstraße hinauf lenkte der Alte den Wagen. In großem Bogen fuhr er erst ins Tal hinein, und auf schmalem Wegband, immer zwischen Fels und Abgrund, jagte er die galoppierende Stute in halsbrecherischem Tempo um scharfe Kurven und über schwankende Brücklein, hoch über dem tosenden Wildbach. Der Fremde, den es im federlosen Wagen auf und ab stieß, nach rechts und links warf, hatte gut protestieren, rufen und Halt befehlen. Jakob tat, als hätte er keine Ohren und zwickte die Stute, wenn sie sich beruhigen wollte. Halbtot vor Schrecken kam der Passagier im Dorfe an.

„Dem Fötzel ha-n-is gä", sagte Jakob am Abend im „Bären", wie von seiner Teufelsfahrt die Rede war.

Der alte Bauer stand im fünfundsiebzigsten Jahr, als er erkrankte und sein Ende nahen fühlte. Doch weder Arzt noch Pfarrer durfte zu ihm ins Haus kommen. Christen wehrte ab, wenn sich ein seltener Besuch nahte; aber noch aus der Krankenstube vernahm man das Fluchen und Wüsttun der Beiden. Eines Tages, als Christen fort war, gelang es einer neugierigen Bäsigotte doch, ins Haus und bis zu Jakobs Lager zu dringen. Sie fand den Alten sterbensschwach und so verändert, daß sie glaubte, ihm einen christlichen Wink geben zu müssen auf die bevorstehende Reise ins Unbekannte. „He ja", begann sie, „wenn sie für Euch einmal läuten vom Kirchturm herab..." „Nüt da", unterbrach sie Jakob, „für einen Ketzer wie mich brauchts das Donnersgetschädder nicht. Mir können sie mit einer Kuhtreichle zur Abfahrt schellen, es ist mir gerade gleich. — Und jetzt use mit Euch...." Sein Schimpfwort überschrie die Bäsigotte, die sich in ihrer Position auf zwei gesunden Beinen in Sicherheit fühlte. „Versündiget Euch noch!" rief sie in ihrem unerschrockenen Abgang zur Tür. „Dort drüben gibt's ein anderes Regiment! Ihr werdet das Maul noch aufsperren!" Wenn die Bäsigotte für ihre Gedanken keinen klareren Ausdruck fand, so möge das Entsetzen vor den frevelhaften Reden des Sterbenden sie entschuldigen. Jakob machte es nicht mehr lange (wie das Volk zu sagen pflegt). Er starb in einer Frühsommernacht ohne andere Gesellschaft als Christen, und sein Leichnam wurde zwei Tage darauf von Pfarrer und Gemeinde zum Begräbnis abgeholt.

Es war ein heller Sommertag, als der schwarze Zug sich dem Dorfe zu bewegte. Voraus auf vier starken Schultern schwankte der Sarg. Ihm folgte der Pfarrer mit Christen, der finster dreinblickte und die Arme baumeln ließ. Die nachtrappenden Dörfler unterhielten sich leise. Sie sprachen über den Stand der Saaten am Wege oder erinnerten an allerlei Geschichten aus dem Leben des Verstorbenen, die unter dem Schatten des Todes an Lächerlichkeit einbüßten und an Vermessenheit gewannen. Ueber dem Gemurmel der Leute aber tönte der Klang der silbernen Kirchglocke in der hellen Luft des Sommertags.

Langsam schwankte der Sarg dem Eingang des Dorfes zu. In dem Augenblick, als er in die Straße einbog, dort wo das Wirtshaus steht und der erste Dorfbrunnen, geschah etwas Sonderbares: Die Glocke, die silberne Glocke hatte auf einmal keinen Ton mehr; sie gab nur noch ein klangloses, blechernes Geräusch, wie bei der Alpauffahrt die Menge der Kuhschellen aus der Ferne tönt. Die Leute im Leichengeleit hoben die Köpfe; der Pfarrer wandte den Blick nach der Kirche, als müßte von dort eine Erklärung kommen. Aber es war alles wie vordem; hinter den Lukken des weißen Kirchturmes sah man die Glocke auf- und niederschwingen; denn unten im Turm vergnügten sich die Läutebuben weiter am Seil.

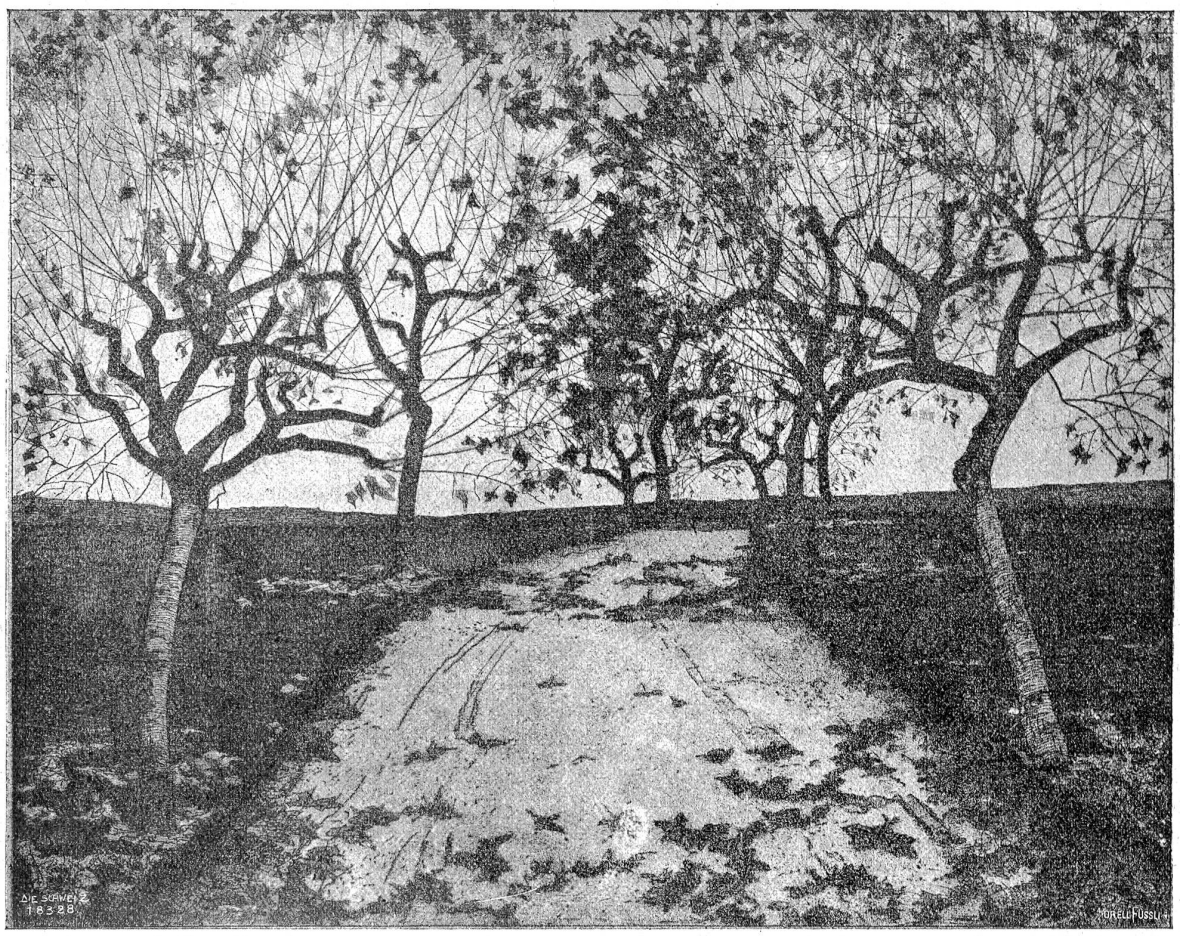
„Die Glocke muß gesprungen sein", bemerkte der Pfarrer vor sich hin. Mitten im Zuge aber flüsterte erregt die Bäsigotte: „Er hat es sich angewünscht." Und: „Selber angewünscht hat er sich's", munkelte es weiter, „kein Kirchengeläute wollte er ins Grab!" Nur ein paar alte Mannen, selber schon Himmelsträppeler, meinten: „Dumms Züüg! Der wird jetzt noch aus dem Sarg heraus Scherze treiben!"

Die Beerdigung verlief ohne Störung. Beim Leichenschmaus im Wirtshaus erinnerte man sich mit grusligem Behagen der mancherlei Streiche des Verstorbenen. Nur Christen blieb still und finster. Und Der und Jener meinte, Dem wäre es jetzt auch lieber, er hätte die Fäuste mehr im Sack als im Gesicht des Jakob gehabt.

Am folgenden Tage las man in der Zeitung, daß die silberne Glocke von N. beim Begräbnis eines alten Mannes gesprungen sei. Die Glocke wurde vom Turm herunter geholt; und die Angelegenheit ging über in die Geschäftsakten des Gemeinderates.

Doch es war kaum eine Woche verflossen, so wurden die Dorfleute nochmals an den „Uhung", den alten Jakob erinnert, der auch im Grabe nicht Ruhe gab.

Als eines Nachts gegen Morgen zu der Bäcker seinen Backofen schürte, gewahrte er auf dem Friedhof ein Licht. Der rötlichgelbe Punkt bewegte sich und schien nichts anderes zu sein, als der Schein einer Laterne. Der Bäcker war ein beherzter Mann, er gehörte zu den Gereisten im Dorf und besaß Neugier. Er überließ den Ofen dem Bäckerjungen, nahm sein Schützengewehr von der Wand und machte sich vorsichtig auf zum Gottesacker. Er bemerkte bald, daß das Licht aus der Richtung der frischen Gräber kam und ihm schien, als bewege sich ein schwarzer Schatten nicht unähnlich einer menschlichen Gestalt, in den gelblichen Schein. Ein Augenblick überlegte sich's der Bäcker, ob er sich da einmischen wolle. Man hatte so manches gehört von nicht geheuren Friedhöfen und von Toten, die des Nachts mit



Hannah Egger. — Spätherbst.

ihrem Schädel unterm Arm auf dem Grabstein sitzen. Der Bäcker hätte sich bei Tage solcher Ueberlegungen geschämt; aber sie waren da, eh er sich's versah und zogen übrigens nur wie Bilder durch seinen Sinn. (Schluß folgt.)

Die Perlenschnüre.

Märchen von Walther Siegfried.

Ein Mensch kam in den Himmel.

Da sah er nach durchschrittener Pforte die Türe zu einer Kammer offen stehen, drin hängte ein Engelein Perlenschnüre an goldene Nägel auf.

„Was tust du da?" fragte das Menschenkind. „Was sind das für Perlenschnüre?"

„Die Tränenschnüre der Menschen sind es", sagte der Engel und fuhr behutsam fort, vom Vorrat, der auf seinem Arme lag, ein Kettlein um das andere aufzuhängen.

„Die Tränenschnüre?" fragte verwundert das Menschenkind. „Und was bedeuten die?"

„Mein liebes Wesen", sprach der Engel, „das ist so. Jedwede Träne, die ein Auge weint, wird von uns Engeln gesammelt und als Perle in den Himmel gebracht. Da liegt für Jeden von seiner Geburt eine Schnur begonnen, daran reihen wir sie auf, sein Leben lang, und wenn der Tod ihn heimgeholt, so kommt der liebe Gott in diese Kammer, besieht sich seine Schnur, und je nachdem der Perlen viele sind, und je nachdem sie rein erglänzen, weist er dem Eingekehrten seinen Platz im Himmel an.

Das Menschenkind trat näher und erblickte weiße Perlen und schwarze, leuchtende und trübe, ja, schmutzige selbst und häßliche waren da.

„Das sind die Tränen, die aus Haß und Neid, unreinen Herzens geweint wurden", sagte der Engel. „Wo solche zu finden sind, da trauert der liebe Gott und läßt die ganze Schnur aus dem Himmel werfen. Aber die schwarzen hier, die so edel schimmern, das sind die Tränen des Herzeleids, der Schmerzen, der Ergebung. Die zählen hoch, und höher als die hellen."

Da wurde das horchende Menschenkind betrübt. Denn solcher dunkeln Tränen hatte es keine geweint. Es war auf Erden ein glücklicher Mensch gewesen und hatte in seinem Herzen Gott dafür gedankt, als für ein auserlesen gnädiges Geschick. Wie kurz und arm an Perlen mußte seine Schnur jetzt sein! Ihm wurde schwer ums Herz und bang um seinen Platz im Himmel.

Der Engel hob neue Schnüre empor. Zwei schwere, schimmernd von dunkeln Reihen, wog er liebend in der Hand. „Euch wird bald wohl sein!" sagte er mild. „Ihr habt überwunden." Nun kamen leichte, flüchtig erglänzende, die warf er lachend an die goldenen Nägel. Und jetzt ein Schnürlein, ach, so kurz. Und doch, wie das der Engel sah, ließ er die ganze übrige Bürde zu Boden gleiten und hielt dies eine, kleine, glückbewegt in beiden Händen. Das schillerte in seligen Regenbogenfarben und zitterte so wundersam im Glanz des Himmelslichts, das durch die offene Tür der Kammer drang, daß über seinem Anblick aus des Engels Augen selber Tränen niederperlten. Ergriffen sah es das Menschenkind und wagte kaum zu fragen, was für besondere Perlen dies nur wären?

„Die allerköstlichsten und allerseltensten sind hier beisammen!" rief der Engel.

„Was denn für welche?" drang das Menschenkind in ihn. —